

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

201 (30.8.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 36

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementpreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich M. 2.10. In der Expedition und den Ablagen abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht M. 2.60 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.

Anzerate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pf., Lokal-Anzerate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluß der Annahme von Anzeraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Anzerate müssen tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden 9 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr.

27. Jahrgang.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 36.

Karlsruhe, Samstag den 30. August 1907.

27. Jahrgang.

Schweizer Tage.

Unser Reise-Gumortist und „Dolmetscher“ für die französische Sprache machte uns auf der Fahrt von Basel nach Lausanne zwar anschaulich klar, daß dieser Städtenamen mitten im Herzen der französischen Schweiz nur von Laus-Anne abgeleitet sein könnte, immerhin fühlten wir uns wie in eine andere Welt versetzt, als wir mit dem Glacisweg 12 Uhr nach fast siebenstündigem Beweilen im Eisenbahnwagen in Lausanne auf Schweizer Boden landeten, und nur französische, und hier und da auch einige italienische Laute an unsere gut badische Ohren schlugen. (Eine andere Welt! Was ist es? O doch; wie Kinder auf Weihnachtsbäumen hatten wir uns auf die „Schweizerreise von 1907“ getrennt und nicht unsonst lautete § 1 unserer Statuten: „Die Reisegesellschaft „Freundschaft Freiburg“ bildet eine unabhängige Vereinigung für sich, und hat den Zweck, von Zeit zu Zeit eine gemeinschaftliche Reise zu unternehmen. Die nächste Reise soll im Sommer 1907 nach der westlichen Schweiz zur Ausführung kommen.“

Der 15. August, der Tag unseres Auszugs aus der Dreigau-Berle, war da und bereits auch besanden wir uns in der westlichen Schweiz und wanderten ausend die Strafenberge von Lausanne hinauf, um uns den schönsten Strichsauen der Schweiz, das im frühgothischen Stile erbaute Münster, anzusehen, in dessen Nachbarschaft in einem prachtvollen Gebäude das Bundesgericht, der höchste schweizerische Gerichtshof, sein Heim aufgeschlagen hat. Diese Strichenbauten sind oft wahre Wunder der Architektur; die herrliche Gliederung durch die hohen Säulen gibt gerade dem Lausanner Münster ein eigenartiges Gepräge und läßt uns vergessen, daß seine Mauern schon fast 1000 Jahre stehen und die tiefen Umarmungen der Reformation erlebt und, wenn man das so nennen will, auch erlitten haben, denn das Münster befindet sich jetzt in den Händen der Protestanten und der Bischof von Lausanne residiert in Freiburg.

Der Hofenplatz von Lausanne, das malerisch gelegene Dufay, sollte uns den Uebergang in die blauen Fluten des Genfersees vermitteln. Wir hatten von unserem Eisenbahnwagen aus zwar den Vieler See und den Lac de Neuchâtel begrüßt, aber erst den Genfer See betrachteten wir als vollwertig und wir suggerierten uns, daß wir uns nun auf hoher See befänden.

„Eine vom Wetter begünstigte Fahrt auf dem Genfersee gehört zu den schönsten Genüssen einer Schweizerreise“, sagt uns jeder Schweizerführer und wir lächelten uns wirklich an, schon am ersten Tage diesen erwarteten Genuß in vollen Zügen zu schmecken. Ach, wie ist doch die Welt veränderlich! Gestern fanden wir noch an der Hotelbank, am Schraubboden, leuchteten unter unserer Tagesbürde, und heute nehmen wir von einem der schönen Dampfer mit einer Selbstverständlichkeit Besitz, als wären unsere Taschen mit Goldfüßen gefüllt und wir würden nichts anderes zu tun, als die lustbare Zeit in den Schweizer Bergen totzuschlagen. Wir waren auch gut ausgerüstet. Neben dem schon erwähnten Reise-Gumortisten und Dolmetscher von Lausanne sorgte ein Doppelquartier für unser geselliges Bedürfnis und brillierte auf der Fahrt nach Genf mit echt deutschen Liedern, nachdem eine Schweizer Gesellschaft die herrliche Volkssprache der französischen Sprache zu Gehör gebracht. Ein Photograph und bestaunte uns für diese Titelüberhebung, daß er uns mindestens dreimal per Reisetag in allen möglichen und unmöglichen Stellungen knippte. Und was das Angenehmste von allem war: Wir waren „lebig aller Pflichten“! Unser fürsorglicher Reisesekretär hatte mit den Eisenbahngesellschaften entsprechende Abmachungen getroffen, uns auf dem Dampfbooten die billigste Fahrgeldvergütung verschafft, für gute und nachhafte Abweisung in erprobten Hotels sich bemüht und uns — mit einer einzigen Ausnahme — angenehme Nachtquartiere vermittelt. Wir hatten ihm dafür vor der Reise das ersparte und auch nicht ersparte Pulver ausgeliefert und konnten auf diese Weise wirklich der Ansicht sein, daß es sich auch ohne Geld einmal einige Tage ganz gut leben läßt. Sogar das Trinkgeldegeben war uns abgenommen. Hat unter solchen Umständen der „Wettermarshall“ von oben“ noch eine Einsicht — und er hatte sie — dann kann selbst eine Vierstage-Reise ein prächtiger Genuß sein und dauern in der Erinnerung des Teilnehmers haften bleiben.

Wenn ich früher von der tiefblauen Farbe der Gewässer der Schweizerischen und italienischen Seen las, zweifelte ich an der Wahrheit dieser Schilderungen und glaubte, recht häufig sei dabei der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Beim späten Anblick des Genfersees hatte ich diesen Seebegleiter in den stillen Fluten zu sehen. Die klaren Fluten dieses 95 Kilometer langen Sees, dessen größte Breite 13,8 Kilometer, seine größte Tiefe 870 Meter beträgt, spiegeln ungetrübt deutlich das jeweilige Himmelsblau wieder, so daß schon diese Farbenbegegnung einen herrlichen Eindruck auf den Dampferinsassen macht. Dazu am westlichen Ufer die Alpenkette des Dent du Midi, die bis fast 4000 Meter in die Höhe hinaufragt und ein blendendes Schneefeld dem Auge des Seefahrers entgegenkühlt. Wir standen und sahen und bewunderten, denn wir waren fast plötzlich in überwältigende Naturpracht hineingeraten. Bald lag die „schöne Stadt der Stadt“ der Schweiz, als welche Genf gilt, vor uns und wir stellten Verwunderung an, was denn schöner sei: Das hellblaue Wasser, die palastähnlichen Gebäude am Ufer des Sees oder die Berggruppen des hohen Mont Salève, an den Genf wie angelehnt erscheint. Wir überlegten uns nach unserer Ankunft recht bald, daß das „Klein-Paris“ nicht mit Unrecht seinen guten Ruf erhalten hat. Große, breite Straßen durchkreuzen es, sieben Brücken verbinden die beiden Ufer. Wir sahen und bewunderten die Stadt vor der Eintönigkeit sonstiger Badstädte. Wir haben in weiter Ferne den Montblanc und begten wohl alle den letzten Wunsch, den höchsten Berg von Europa auch einmal besteigen zu können. Vielleicht er-

möglicht unser Reise-Verein auch die Ausführung dieses Projektes. In der Victoria-Hall erbauten wir uns an der wohl einzig dastehenden Aussicht des Mühlisales und unser hümmlich gut disponierter Hofphotograph konnte es sich nicht verlagern, eine Arie aus Lohengrin in den weiten Räumen erschallen zu lassen, die ihn an dieser Stelle wohl selbst die größte Genugtuung bereite. Auf der Rhodenginsel huldigten wir einem der bedeutungsvollsten Söhne Genfs, dem unübergegangenen Jeanne Jacques Rousseau, der bekanntlich 1712 in den Mauern Genfs das Licht der Welt erblickt hat. Eine gebogene Bronzestatue auf einem der schönsten Fleckchen am Rhodener See zeigt die Verwirklichung, die Genfs Bürger dem großen Auser im Streite: Zurück zur Natur! entgegenbringen. Der rühmlichste Verfall der Besinnung, der wie selten ein Mensch in seinen Schriften sein Inneres enthüllt hat, dessen „Emil“ Götze das Naturerkenntnis der Erziehung genannt und dessen Lehren gewaltigen Einfluß auf die freiheitlichen Ideen der französischen Revolution ausübten, mag es uns vergehen, wenn wir seiner dadurch gedenken, daß wir am Fuße des Denkmals uns photographieren ließen. Eine bildliche Aufnahme der Reisetage mit dem typischen Kopf Rousseaus im Hintergrund — kann es eine schönere Erinnerung an Genf geben!

Daß wir an diesem Abend noch einen Strafenbahnwagen expropriierten, hätten wir uns beim Eintritt unserer Reise nicht träumen lassen. Freiburg Freunde, die jetzt in Genf Heimrecht haben, beachten uns für die Nacht in einer Kaserne unter, da es wegen des Fremdenandranges fast unmöglich war, für 33 Personen, darunter 9 Teilnehmer weiblichen Geschlechts, ein Kasernenquartier zu besorgen. Die Schweiz hat bekanntlich kein händiges Militär und so sind die Kasernen häufig völlig verwaist. Wir prinzipiellen Gegner des Militarismus — und unter uns befand sich ein sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter — konnten also getrost die Trubung des heiligen Militarismus als Nachtschlaf benützen. Auf diese Weise schlief ich — zum erstenmal in meinem Leben — in einer Kaserne, ein Vergnügen, das mir umso mehr merkwürdiger erschien, als ich es gerade im Lande des Milizsystems genoss. — Besagter Strafenbahnwagen stand etwa um halb 12 Uhr nachts völlig leer auf dem Platze in der Nähe der Montblancbrücke, auf welcher bekanntlich der wahnsinnig gewordene Anarchist Buzoni vor 9 Jahren der österreichischen Kaiserin den tödlichen Dolchstoß beibrachte. Es regnete, wie es eben nur in der Schweiz regnet, und unser Obdach lag, ach so weit, entfernt von dem Stammquartier des deutschen Gesangsvereins, der uns zu Ehren einen, allerdings infolge des Regnetwetters etwas mißlungenen Festabend arrangiert hatte. Auerlich und mißvergnügt schauten wir nach einem Rettungsanker aus, der uns Schutz vor den Regenmassen gewährte. Hall! Ein Wagen der Strafenbahn, der zufällig noch nach jener Richtung fuhr, in welcher unsere Kaserne lag. Ihn sehen und Besitz von ihm nehmen, war das Wert einer Minute. Wir lagen uns auch nicht daran hindern, daß der Schaffner — ein ganz betradt aussehender, dicker Geselle — uns in seinem schweizerfranzösisch Har machte, der Wagen wäre für Herren und Damen bestimmt, die aus dem Saale — er nannte ein bestimmtes Kunstabstimmungsamt — kämen. Das war uns zunächst unerwartet. Wir sahen und waren um keinen Preis der Welt bereit, unsere irrende Position zu räumen. Als dann die Damen und Herren von den oberen Tausend Genfs wirklich kamen, machten sie — es waren ihrer infolge des Sturmes nicht viele — gute Miene zum bösen Spiele, und der gemüthliche Schaffner schäme mit ihnen über unsere Dreistigkeit, die wir ihm nicht einmal übel nahmen, zumal wir — sie nicht verstanden!

Massenquartiere, Massenlärm! Angestrengbare Begriffe. Der weibliche Teil unserer Gesellschaft wurde auf einer anderen Seite der Kaserne untergebracht. Wir setzten uns über die Situation, so gut wie es ging, hinweg und lachten herzhaf, als unser Spahvogel, aus Mangel an Stoff, vor dem Einschlafen noch die Frage aufwarf: Nun, und wie denkt ihr über den Fall Genf?!

Ein Wort an die Arbeiterfrauen.

Wir lesen in der Bremer Bürgerzeitung: Jedem, der der arbeitenden Bevölkerung Interesse entgegenbringt, muß es auffallen, daß die Frauen im Verhältnis zu den Männern, viel früher alt, müde und abgearbeitet aussehen. Im allgemeinen sagt man, die Frau altert früher als der Mann, aber in den bessergestellten Ständen fällt dies nicht so auf und da können die Arbeiterfrauen wohl etwas dagegen tun, wenn sie etwas nachdenken, gleichwohl ob die Not sie zwingt, mit gewerblich tätig zu sein, ob sie nur ihre häuslichen Pflichten besorgen.

Es scheint mir vor allem zweierlei zu vermeiden notwendig: einmal die unnütze Ueberarbeitung und zum andern die große Nachlässigkeit in der Körperpflege. Schon oft ist gesagt und geschrieben worden: waschen und baden ist das halbe Leben, und wie wird das befolgt? Ich habe viele Frauen kennen gelernt, die ihre Stuben täglich wuschen, die Kinder, auch die größeren, jede Woche badeten. Aber sich selbst baden? Nicht leicht jedes Jahr einmal, außer dem täglichen Waschen von Gesicht und Händen, manchmal auch der Füße. Die Männer werden schon durch die Arbeit zu öfterem Waschen und Baden gezwungen, geben wohl auch das Fußbad nicht ganz auf. Der Frauenkörper hat aber das Wannenbad nötig. Das Fußbad ist ein vorzügliches Mittel gegen Nervosität. Vor allen Dingen ist es nötig und dazu hat die beschäftigte Frau Zeit, sich täglich den ganzen Körper zu waschen. Durch die Frische darnach wird der kleine Zeitverlust zehnmal wieder eingebracht. Ein öfteres Wannenbad erhält Jung. Eine Zehnwanne, die groß genug für einen Erwachsenen ist, sollte eine der ersten Anschaffungen im Arbeiterhaus sein, denn das Baden in der Anstalt ist unbequem und wird mit der Zeit teurer. Die Wanne

angehalten haben.

Der Assessor nahm die Waffe wieder an sich. Vergebens erwartete er die Rückkunft des Polizeidieneres Ruppe, erst am anderen Morgen ließ sich der „Stadt-nachmeister“, wie er sich gern nennen hörte, wieder sehen.

„Nun, Herr Ruppe, haben Sie etwas ermittelt?“ rief ihm Ulrich, der eben beim Frühstück saß, entgegen.

Ruppe schüttelte mißmutig den Kopf.

„Nicht, oder so gut, wie nichts. Mit den Wilddieben ist nichts, Herr Assessor.“

„Nicht? Konnten Sie sämtlich ihr Alibi nachweisen?“

Ruppe traute sich verächtlich hinter den Ohren.

„Was den Gauhenfried anlangt, Herr Assessor, der liegt schon seit 14 Tagen tottamt darnieder, oder vielmehr, er lag, denn gestern ist er gestorben.“

„Dann kommt er freilich nicht in Betracht.“

„Wie sollten wir das?“ fragte Ruppe bedenklich.

„Wer soll so einen Schlüssel kennen, es sieht einer wie der andere aus.“

„Es haben sich sogar ihrer zwei gleichzeitig darnach gebüht, Rindner und der Schneider Wolf.“

„Nach der Beschaffenheit des Schlüssels zu urteilen, muß er mindestens mehrere Tage an dem Orte gelegen haben, denn er ist total verrostet. Da wir mit Ausnahme des Schwitters am Mittwoch keinen Regen gehabt haben und Gras und Moos dürr war, so muß ihn der Nachtmann getroffen haben, bevor sich dieser Rostüberzug bilden konnte. Wir müssen herauszubringen versuchen, wem er gehört.“

„Wie sollten wir das?“ fragte Ruppe bedenklich.

„Wer soll so einen Schlüssel kennen, es sieht einer wie der andere aus.“

„In diesem Tage ereignete sich bis mittags nichts Besonderes Bemerkenswertes, das heißt, die Aufklärung der schauerhaftesten Tat erfuhr keinerlei Fortschritte, obwohl der Assessor persönlich die Stadt und ihre Umgebung durchstreifte, mit allen möglichen Leuten Gespräche anknüpfte, überall fragte und auf den Wusch klopfte. Nachmittags traf ein Polizeikommissar aus der Kreisstadt ein, sich dem Assessor zur Verfügung stellend. Der Auftrag hierzu war ihm vom ersten Staatsanwalt erteilt worden, welcher meinte, die polizeilichen Hilfskräfte z.B. würden wohl in Ansehung der Schwierigkeit des Falles mancherlei zu wünschen übrig lassen. Kommissar Rindner überbrachte zugleich ein Schreiben des Vorgesetzten Ulrichs, welches den jungen Mann mit der Fortführung der Ermittlungen betraute, sowie die durch Maueranschlag zu verbreitende Publikation der Staats-

holische Mitglieder des christlichen Vetterverbandes verteilten in Berlin am den 25. August, mittags, an der katholischen Moabit Flugblätter, durch welche zu einer christlichen Gewerkschaftsversammlung am 28. d. M. in Alt-Moabit, Kronenstraße 10, eingeladen wurde. Kontrahierer der katholischen Fachabteilungen ihren Glaubensbrüdern die Weisheit der Gewerkschaften „schlagen“ nach zu müssen. Der christliche Vetterverband angesprochen, ihm wurden die Flugblätter am 27. d. M. mit dem Kopfe gen und schließlich wurde er vom Trotzen des Schrödam geschlagen. Nach arder Menschenaufschlag gebildet hatte, kam i böswilligen und fürzte den mutigen Anze Politische zwecks Feststellung der PerDer angegriffene christliche Gewerkschaftszum Arzt zwecks Ausstellung eines

n in der ultramontanen Presse bis jetzt dem Entrüstungsartikel über diesen von Vettervereinerlern verübten Terrorismus geleicht nimmt der Bad. Beobachter nder Kritik Kenntnis und ersucht die amtsblätter, ein gleiches zu tun. Wenn man ir Wahrheit, Freiheit und Recht“ kämpft, er Wahrheit kein Schnippen schlagen.

Der Zentrumsführer Wacker

Der Würzburger Katholikentag schließt abgeen. Sein fast 1/2tägiger Vortrag über: s und Nationalität soll sehr langweilig geodaf, als Herr Wacker den Schluß seiner ige, laute Bravour und lebhaftes Herzhg im Gegensatz zu Herrn Wacker soll Herr, der Präsident des Würzburger Kathojetorisch sehr gut abgegriffen haben.

Keinerlei Anlaß

bad. Beobachter zu haben, zu dem Artikel ten: „Nau und die Sozialdemokratie“ beu anzuhören. Selbst jetzt nur noch, daß das des badischen Zentrums sich mit den besführungen des Freie. Bote einverstanden

en und diese Haltung des Bad. Beobachters der. Bad. dah. das führende badische Zent Presse sich in sittliche und moralischeürgen zu müssen. Der Artikel des Freie. gschle Infamie, die uns bisher imben begehrt ist, eine Infamie, die allepolitischen Wahnsinn grenzt. In dem Reauch recht deutlich die Forderung prolaDemokraten und vor allem sozialdemozeiteri das Recht zur Ausübung des Anties oder Geschworene zu nehmen.“

hat der badische Beobachter nichts, rein sagen. So etwas muß man sich merken.

Nahrung von Schiffahrtsabgaben

en Wasserstraßen stehen im Bundesrat nach alt, Baden, Braunschweig, Mecklenburg, enburg, Lübeck, Sachsen und die Thüringien ablehnend gegenüber. Wenn also n Antrag auf Verfassungsänderung zugunührung von Schiffahrtsabgaben eintingenden ird, wie die Post, Ztg. mit Recht hervorimmenganz der angeführten genügen, um esrat zu bringen. Wie sich Hamfrage stellt, ist nicht sicher. Der Verein der spricht sich in seinem letzten Geschäfts-

über den verübten Mord mit der Zufolge ang von 500 Mark für den Entdecker des

ere übergab man dem Bürgermeister zur

egung, dann schlossen sich der Assessor und rindner zu einer langen und wichtigen WZimmer Ulrichs ein. Den Gerichtsbescheidge Wann bereits am Morgen zurückge-

ultat der Konferenz war folgendes: Der ilte sich unverzüglich nach dem 1/2 Meilen nachbarschaftlichen G. begeben, wo sich der ach der Aussage seines Schwägerbruders guten halte, um zu versuchen, dort seine Spur

Vielleicht gelang es ihm, zu ergründen, von S. aufgebrochen und ob dies in Wer anderen Person gesehen war. Er, der ichte in Z. zu bleiben und hier die Nachereiben. In Ausführung dieses Beschlusses

mmittar in einem Wagen sofort nach G. e die Photographie des Ermordeten.

vor besah bisher keinen anderen Anhaltun Schlüssel. In Ermangelung eines besseren für seine Pflicht, demselben nachzuforschen, aber von dem Polizeidiener Ruppe und dem

Täpfer Rindner im Walde die Karte zeigen, wo der Schlüssel gelegen hatte, in der Erwartung, dort vielleicht noch ein weiteres Weisemoment zu entdecken. Seine

Öffnung erwies sich als vergeblich, nach einer Stunde fruchtlosen Fortschens trat er den Rückweg an und zwar allein, da seine Begleiter ihn schon vorher verlassen hatten. Da es noch hell genug war, wählte er den Weg

durch den Wald, denn die Bäume liegen hier zwischen sich genügenden Raum, um einem Spaziergang keine Hindernisse in den Weg zu stellen.

Nach einer Stunde Marschieren fürchtete der junge Mann, sich verirrt zu haben, als er zu seiner Freude von weitem die ersten Häuser des Städtchens vor sich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Ist viel nötiger, als so manches andere, z. B. die Vasen und Schalen, die auf Schränken und Tischen stehen. „Schmücke dein Heim“, aber erst, wenn das Nötigste darin ist.

Damit komme ich auf die mühselige Leberarbeit. Fast in jeder, auch der ärmlichsten Küche, ist ein Regal angebracht, auf dem Tischen und Krüge stehen, die nie gebraucht werden. Die Töpfe sind womöglich mit Schleifen angebunden und gehäkelte Spitzen garnieren das Ding. Darauf liegt entweder dicker Staub und das ist in der Küche besonders unappetitlich, oder die Reinigung nimmt wöchentlich viele Stunden in Anspruch. Das Geschirr, das gebraucht wird, läßt sich leichter sauber halten, wenn es im Schrank untergebracht wird. Sich Sachen anzuschaffen, die ihren Zweck nicht erfüllen, ist lächerlich. Wenn man ein Bild hängt, so ist es zum Ansehen da, aber eine Gemütskur, die so unpraktisch ist, daß sie gar nicht benötigt werden kann, als Schmutz hinzustellen, ist, wenn man seine Zeit nicht mit unnützer Arbeit vertrödeln will, Dummheit.

Neulich las ich in einer Geschäftsreklame etwas von gestidten Bezügen für „Reißen“, das ist der Gipfel. Es ist nur recht und lobenswert, wenn sich jedes junge Paar seine Wirtschaft und die Dinge, die gebraucht werden, so hübsch und gut anschafft, als es die Verhältnisse erlauben; möglichst nicht auf Abzahlung. Aber der oft so geschmacklose Trödelstrom erschwert der Hausfrau nur das Leben. So was mit fünf Deckchen bedeckt, die, sobald sich jemand darauf niederläßt, in Unordnung geraten und wacklige Tischchen, die umfallen, wenn man vorbeigeht, verjagen die Gemütsruhe. Wenn eine Arbeiterfamilie nur drei oder vier Räume bewohnt und es ist einer davon, vielleicht der beste, unbenutzt oder nur zur Aufbewahrung der besseren Sachen, so ist das eine Verschwendung, die an Kraft und Gesundheit schwer gebüßt werden muß. Der beste Raum ist zum Schlafen gerade gut genug; in ihm verbringen wir einen großen Teil unseres Lebens, den andern Teil vielleicht in staubigen, düsternen Werkstätten. Es ist Pflicht der Frau, zu sorgen, daß sie und die Familie gut schlafen, das heißt, soviel als in ihren Kräften steht, und daß die Familie so wohnt, daß sich alle wohl fühlen.

Die Frau schaffe es leicht und freundlich um sich und dulde keinen Säunzwinkel. Ein solcher ist der Sturz mit gebrauchter Wäsche, wenn er in der kleinen Wohnung selber mit untergebracht werden muß. Abgelagerte Schmutzwäsche ist aber der Herd für Krankheitskeime. Wäsche, so oft du kannst, am besten jede Woche. Leider ist das bei untern Mietstafeln mit nur einem Walschhaus nicht gut möglich. Es ist dumm zu sagen, die Wäsche vergraut, im Gegenteil, je länger sie liegt, desto schwerer reinigt sie sich und die Anstrengung ist nicht so groß. Auch die Frau muß was zu halten wissen und kann nicht jeden Tag und Nacht arbeiten. Wer nur Tage fleißig war, mache am Abend Schluss. Die Arbeiterfrau muß meist früh 5 Uhr das Bett verlassen und vor 8 Uhr abends ist wohl kein Ruhekommen. Das ist ein langer Arbeitstag, da hat der Körper dann dringende Ruhe nötig. Auch eine Handarbeit sollte dann nicht mehr vorgenommen werden. Ein Zeitung lesen oder etwas Unterhaltung dagegen beruhigt die Nerven und ist der Schlaf dann ein gesünderer. Man sage nicht, das geht nicht, ich muß abends noch stöpseln und fäden. Wenn man will, geht es an. Man bedenke nur, daß diese Zeit eingebracht wird an der Gesundheit. Die Gesundheit sich erhalten heißt sich aber Jugend und Schönheit erhalten.

Nährwert und Preis der Nahrungsmittel

stehen keineswegs immer in richtigem Verhältnis zu einander. Wer mit knappen Mitteln eine Familie satt zu machen hat, wird gut tun, folgendes zu beachten:

Der Einkauf von magerem Fleisch ist unvorteilhaft, selbst wenn dieses etwas billiger ist, wie Fleisch von gemästeten Tieren. Denn mageres Fleisch enthält 70 bis 80 Proz. Wasser. Mit dem steigenden Fettgehalt sinkt der prozentuale Wassergehalt des Fleisches bis auf 50-45 Proz. Wer ein Pfund fettes Fleisch kauft, kauft $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser mit; wer ein Pfund fettloses Fleisch kauft, kauft $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser mit. Folgende Tabelle, die einem kürzlich erschienenen Buch des Nahrungsmittelchemikers Dr. W. Bremer über Nährwert und Geldwert unserer Nahrung entnommen ist, mag das noch genauer veranschaulichen:

		Fettgehalt	Wassergehalt
Rind-(Käsen)fleisch	mager	1-2 Proz.	76 und mehr Proz.
	mittel	5-6 "	72-73 Proz.
	fett	24 "	55 "
Kalbfleisch	mager	0,8 "	79 "
	fett	7-8 "	72 "
Lammfleisch	mager	5-6 "	75-76 "
	fett	26 "	51 "
Schweinefleisch	mager	7 "	73 "
	fett	37 "	47 "

Wenn das Geld also nicht langt zu einem ausreichenden Stück Fleisch guter Qualität — und leider ist das ja im Arbeiterhaushalt die Regel — dann ist es immer noch vorteilhafter ein kleineres Stück Fleisch von fettem als ein größeres von magerem zu kaufen.

Was das nächstwichtigste Nahrungsmittel, das Brot, anlangt, so beachte man die durch zahlreiche Versuche erklärte Tatsache, daß die in der Schale des Getreidekorns enthaltene Holzfaser für den Menschen unverdaulich ist und empfindlichen Magen- und Darmstörungen verschweren macht. Alle größeren Brotsorten enthalten verhältnismäßig viel solcher Schalenrückstände (Stiele). Den Einfluß der Zusammensetzung des Brotes auf seine Verdaulichkeit illustriert nachfolgende Tabelle. Es waren verdaulich:

	dem Eiweißgehalt	vom Fett	von den Kohlenhydraten
bei feinerem Weizenbrot	81,1%	70,4%	98,0%
bei größerem "	75,0%	60,4%	97,0%
bei Graubrot (a. ganzem Korn)	72,0%	54,2%	92,0%
bei Roggenbrot (feineres Graubrot)	72,9%	50,0%	95,0%
bei Kommissbrot	68,1%	50,0%	93,0%
bei Rumpelnidel (weiss. Schwarzbr.)	60,2%	50,0%	90,0%
bei Weizen-Roggenbrot	75,0%	49,3%	94,0%
bei Weizen-Roggenbrot mit Zusatz von Magermilch gebaden	80,0%	50,0%	97,0%

Die Zahlen beweisen, — bemerkt Dr. Bremer dazu — daß Brot aus feineren Mehlen für die Ernährung des Menschen weit dienlicher ist als gröberes Brot, welches niemals so hoch ausgenutzt werden kann. Wer kräftige Verdauungsorgane hat und keine sitzende Lebensweise führt, für den gilt das freilich nicht. Der nutzt auch großes Brot gut und ohne Beschwerden aus; er mag es also, wenn er es des „kräftigen“ Geschmacks wegen vorzieht, genießen. Es hängt ganz von der Größe des Preisunterschiedes ab, ob er dabei billiger fährt. Bei geringem Preisunterschied sind die feineren Brotsorten jedenfalls die relativ billigsten. Noch ein Wort zu den flüssigen Nahrungsmitteln. Bier, Wein, Branntwein enthalten nur minimale Mengen von Nahrungstoffen. Es sind Genussmittel, keine Nahrungsmittel. Das gleiche gilt für Kaffee und Tee. Wer seiner Familie ein relativ billiges, weiches und gesundes Frühstück verschaffen will, der stelle morgens eine Tasse in Milch gekochtes Kaffee auf den Tisch. Milch ist immer noch ein relativ sehr billiges Nahrungsmittel. 100 Nährmehleinheiten kosten in Vollmilch 9-10 Pf., in Magermilch 7-8 Pf., gegen 15-20 Pf. in Fleisch. Hinsichtlich des Kaffeepulvers aber hat der Heidelberger Physiologe Professor R. D. Neumann durch viele Experimente nachgewiesen, daß die weniger entfetteten also billigeren Sorten vom Magen am besten ausgenutzt werden. Nur dürfen sie nicht viel Schalenreste resp. Holzfasern enthalten. Man kaufe also die weniger entfetteten Sorten einer soliden Fabrik.

Aus vier Weltteilen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdr. verb.)

In der Residenz der Vogel-Majestäten.

Besuch einer Straußenfarm.

O ja, auf diese Audienz habe ich mich längst geirent — auf die Audienz bei Vogel Strauß nämlich, dem König der Vögel.

In Karland ist's da, wo die unerlebbare, todesbede, melancholische Karroo allmählich in fruchtbares, heiteres Gelände übergeht.

Beim Städtchen Borecker, dessen weißer Käufer in glühender Sonnenbrand schmoren, verlässe ich die Eisenbahn. Eine kurze Wegefahrt — die Residenz einer ganzen Kompagnie jener Vogelmajestäten erreicht.

Am Tor hoden einige Mitglieder ihres Hofstaats im großartigen Sand. Es sind drei ziemlich naechte Totentotentungen, welche in beständigen Berkehr mit dem Strauß scheinbar gar starke Portionen von Menschenverachtung zu sich genommen. Träge waren diese „Hölling“ vor sich hin und lassen sich die afrikanische Sonne auf den schwarzen Buckel brennen, den Fremdling völlig ignorierend.

Doch wenige Minuten später — dann belegt mich der Besizer der Straußenfarm mit Beschlag und öffnet mir in liebenswürdiger Weise die Provinzen seines weiten Reiches.

Gleich hinter dem weißen Steinhaus treibt sich eine Straußenherde herum. Ich tauche in ein Gewoge von langen, grauschimmernden Halsroten Schnäbeln, hohen, zinnoberfarbenen Stelzbeinen, schwarzen, veränderten Flügel- und Schwanzfedern.

Wie ich einer dieser würdigen Majestäten gegenüberstehe und hingucke nach dem zierlichen Kopf, wie sie in goldener Gleichgiltigkeit die winzigen, blöden Augen zu mir herabblinzelt — ich komme mir wie ein kleiner Beamter, der einem eingebildeten Hofrat die unterirdische Bitte um Gehaltserhöhung feierlich vortragen soll. Dabei scheint mir, als sei dem Strauß die pompöse Würde, fortwährend als der große Vogel der Welt fungieren zu müssen, erschütterlich lästig.

„Wie steht es mit dem Diner dieser Herrschaften?“ fragte ich den Begleiter.

„Um den Speisezettel sind wir nicht verlegen. Der Strauß schludt so ziemlich alles, was er seinen langen Hals hinunterqueren kann: Gras, Klee, Baumblätter, Mais, Obst, altes Eisen, Messing, Knochen. Sein Vederbüßchen aber kommt da hinten geflogen!“

Ich blinke nach der angegebenen Richtung. Hoch oben am dunklen Himmel schwebt eine langgestreckte Densjaredenwolke, die sich zusammenzieht, verdichtet, wieder erweitert und beim langsamen Absinken allmählich rötlich färbt.

Jetzt streifte sie bereits drüben die kleine Versammlung von Grauerweiden und Mangobäumen und raschelt und rauscht und knistert näher.

Und jetzt urrt sie über die Vogelköpfe dahin, während sich Laut der fingerlangen, gelbroten trodnen Tiere vom allgemeinen Sämen ablösen und auf den Boden stürzen.

So fallen dem Strauß die Vederbüßchen auf den Schnabel. Umheimliches Pflegema gerät etwas in Vegetierung. Er schnappt in Luft herum und schlingt von den knackenden und raschelnden Ges-

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Ablagen abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.62 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Erscheinenszeiten der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden 9 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

27. Jahrgang.

hinunter, sonst sich erwischen läßt. Deshalb auch nicht? Angesichts köstlicher Lederbüchsen zeigt selbst träge Dummheit ein Lämpchen Enthusiasmus.

Gleich aber gibt er einen neuen Beweis seiner Beschränktheit. Einige Totentötten wollen die Straußenherde gegen den Hof absperrern. Sie ziehen, kaum einen Fuß über dem Boden, dicht vor den Tieren eine Leine. Keinem fällt es ein, auch nur das Bein zu heben, um darüber hinweg zu steigen.

Im Reiche der Vögel herrscht eben ein eigenes Gesetz: je größer ein Untertan, um so mehr Dummheit betreibt er. Dumm ist die Ente, dummer die Gans, erzdumm der Strauß. Hoch erhaben über diesen Grundpfeilern vogelartiger Dummheit aber plappert der Papagei, zirchelt die Lerche, flötet die Nachtigall. Der größte Vogel der Welt ist zugleich der größte Idiot. Ein Esel gehört zu den „führenden Geistern“ des Jahrhunderts dagegen.

Hinter der Farm erstrecken sich die Drahtzäunungen weiter Landstrecken. In jeder Abteilung haust eine Straußenfamilie: das Oberhaupt mit zwei „Hennen“. Hier scharren sie mit ihren kräftigen Klauen flache Löcher in den Sandboden, und die Eierlegerei kann losgehen.

Dabei jagt der Chef des Nestes dafür, daß in seiner Familien-Höhle beständig gutes Wetter herrscht. Mit rührender Aufmerksamkeit ist er hundenlang um die eierlegende oder brütende „Henne“ beschäftigt. Gegen Abend, wenn bei sinkender Sonne die Führer Deutschlands zum Schlafengehen die Steige erklimmen, schreiet auch der Strauß gravitätisch nach Hause, hockt sich neben die „Henne“ und beteiligt sich am Brutgeschäft, als wüßte er, geteilte Freude ist doppelte Freude. Ja, er bemüht sich sogar mit dem Linwenden der großen Eier, damit sie die Brutwärme von allen Seiten bestrahlt.

Notglühend steigt des morgens die afrikanische Sonne über der Karoo empor. Noch immer sitzt er als getreuer Gesellschafter der „Henne“ im heimlichen Nest.

Kaum haben die eintretenden Klüden das Gefängnis der Eierchalen durchbrochen, so werden sie der Obhut eines Totentöttenmädchens anvertraut.

Nun bietet sich dieser kleinen Schwarzen zum „Puppenspielen“ ausreichend Gelegenheit; denn die herumtrabenden Vögel während der erlichen Periode ihres Lebens nicht freisen. So müssen sie einige Tage lang fürjorglich gepöppelt werden.

Wie ich diese schwarzen „Straußenmädchen“ mit ihren Schülplingen sehe — mir ist, als müßte ich ihnen einen fröhlichen Gruß von ihren Kolleginnen, den deutschen „Gännemädchen“ bringen.

Nicht alle Strauße werden auf natürlichem Wege ausgebrütet. Damit noch mehr solch famose Tiere das Licht der Welt erblicken, hilft man mit dem ziemlich komplizierten Brutkasten nach.

In diesem wunderbaren Apparat werden die bräunlichen Eier sechs Wochen lang einlogiert, wird ihnen sorgsamste Pflege, besonders strengste Beobachtung einer gleichmäßigen Wärme zuteil.

So erzielen die braven Straußenzüchter gar glänzende Resultate; nach Ablauf der künstlichen Brutzeit kommen die tüpelfastigen Klüden hereingewaschelt ins Dasein.

Und die Punkte der ganzen Straußenzüchtereie?

Das Gewinnen der kostbaren Federn. Sie werden den Niesenvögeln ausgereicht oder mit großen Scheeren abgemittelt — zwei jahnerlose Operationen, bei denen sich die Tiere mit ihrer feierlichen Dummheit so ziemlich gleichgültig verhalten.

Man geleitet mich in die Vorortsträume.

Sorgfältig ist hier Kräfte auf Kräfte geschichtet, und in jedem ruhigen, förmlich wie hingehandelt und wohlfortiert, Federn und wieder Federn: große, kleine, braune, glatte, graue, schwarze, weiße.

Totentötten besorgen die Verpackung von Kräfte und pinseln nach Weißschablone in schwarzen Buchstaben die Firma darauf.

Sie sehe im Geist all die bunten Gesellschaftsbilder, auf denen dereinst diese Federn über hervorquellendem Goldgelod von hochgestellten Hüten schöner Frauen niden; jehe die im elektrischen Licht erstrahlenden Ballnähte, wo in verliebtem Geständel sich tiefe, kottete Blide hinter die anmutige Kluftige eines Straußenfedernschäfers bergen, um bald darnach desto feuriger hervorzufahren; jehe in glühender Dezemberfalte fröhliche Eisbahnfeste, bei denen sich Straußenfedernboas um liebliche, frisch gerötete Gesichtern ranken und den graziosen Bewegungen der Schlittschuhläuferinnen nachschweben.

Weiter führt mich der jobalige Weiser in das von gedämpftem Licht beherrschte Galbunkel seines kühlen Bureaus, läßt eine Glasche weizen Kapwein in die Keschgläser perlen, öffnet das wichtige Hauptbuch und hält mir eine kleine Vorlesung über die geschäftliche Seite der Straußenzucht.

„Glauben Sie, diese ganze Geschäftsidee ist eine Lotterie, ein Hazardspiel. Leicht lassen sich damit ein hübsch paar Wagen verdienen, aber ebenso leicht verlieren. Schon was für ein Hebelgeld allein in dem Weisung steht! Fangen wir gleich mit dem Et an! Ein Stück kostet gegen hundert Mark. Ist der kleine Teufel aber ausgekrochen und sechs Monate alt geworden, so hat das Ding einen Wert von dreihundert Mark. Ein paar Jahre später stellt ein solcher „Sperling“ einen Betrag von sechshundert Mark vor. Für einen gefunden, kräftigen, ausgewachsenen Vogel, für einen Strauß in den besten Jahren, wird bis fünfzehnhundert Mark gebietet. Nun denken Sie sich, was für Geld in meinem Geschäft steht, wenn siebenhundert solcher Kerle herumsteigen!

„Aber der Verkauf der Federn?“

„Sehr gut, sobald das Geschäft gehörig flutet. Das Pfund hat, je nach der Qualität, einen Marktwert von vierhundert bis zweitausend Mark. Im vorigen Jahre wurden aus der Stapelkolonie allein für gegen zehn Millionen Mark Federn exportiert. Aber welche bösen Verlusten ist man oft ausgelegt! Da wird eine Waage Eier von den ungeschickten Niedern zertrümmert! Oder sie hocken sich plump nieder und niden dabei die kostbarsten Flügel- und Schwanzfedern! Oder Krankheit befällt sie,

und so und so viel gehen kaputt! Da ist es doch einmal der Vorrat an Federn derb angeschwollen. Man hofft auf ein gutes Geschäft. Aber nein, plötzlich heißt es, beim Export hübsch andremien, damit der Federmarkt nicht zu sehr überhimmelt und die Ware nicht entwertet wird! Schließlich kriegt der ganze Federhandel manchmal noch deshalb einen matten Pulsschlag, weil einige tonangebende Robefürsinnigen in Paris, London oder New-York plötzlich von Straußenfedern nichts wissen wollen. ... Ah bah!

Er macht eine verächtliche Handbewegung und stürzt ein Glas Wein in einem Zug hinunter.

Was soll ich auf diese Jeremine erwidern! Ich hab' in meinem Leben schon auf viele schöne Dinge getrunken. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als das Glas zu ergreifen und — die Straußenzucht leben zu lassen.

So hab ich mich den ganzen Tag gar lebhaft in die Atmosphäre dieser Goliaths unter den Vögeln vertieft; hab' ich diese Herrschaften beobachtet nach allen Dimensionen hin.

Nun sich die lunde afrikanische Nacht herabentst und mich der Schnellzug hinunter gen Kapstadt kench, werde ich die frischen Erinnerungen an diese „Vögel“ nicht wieder los. In die Ecke des Kuppels gelehnt, dämmere ich endlich ein.

Aber ich träume vom rot-erleuchteten Erer eines prunkvollen Salons, wo in einem vergoldeten Vogelbauer drei mächtige Strauße mit plumper Grandezza gravitätisch herumstelen.

Der Sonntagsstaat.

Briefe über Erziehung an eine Arbeiterfrau.

(Nachdruck verboten.)

Am Samstag wars wieder einmal! Sie haben Ihre Nachtruhe dran gegeben, um Ihren lieben Kindern eine Freude zu machen. Bis in den hellen Morgen hinein haben Sie an der Nähmaschine gefesselt und haben an dem mühsam mit Spigen durchsetzten Nulldeschen und an der weißen Matrosenbluse mit den dunkelblauen Samthosen genäht. Und als Sie dann fertig waren, waren Sie zwar herzlich müde und hatten kaum mehr als eine Stunde noch zum Schlafen, aber Sie waren doch glücklich und glücklich in dem Gedanken: Nun werden meine Kinder aber sein sein zu unserer Sonntagspartie!

Hand aufs Herz! Haben Sie wirklich den ganzen Sonntag über, den Sie und Ihr Mann zu einem größeren Ausfluge mit den Kindern benutzt haben, nichts anderes als nur Freude und Stolz empfunden über diesen Sonntagsstaat? Oder wollen Sie nicht ruhig zugeben, daß Sie auch Ärger, sogar recht reichlich Ärger davon gehabt haben?

Schon bei der Einfahrt in dem überfüllten Eisenbahnwaggon ging die Sorge los: wie war es möglich zu machen, daß der frühe Staat nicht sofort jämmerlich gedrückt würde beim Einquartieren zwischen die andern? Es war aber nicht möglich, wenn Sie nicht — wozu Sie eigentlich beinahe einige Reihung hatten — so grauam sein wollten, die Kinder während der Fahrt stehen zu lassen. Sie mußten beim Aussteigen mit einem wehmütigen Blick feststellen, daß die erste, frischeste Schönheit durch ein rohes Gesicht schon vernichtet sei. Aber um so eifriger wollten Sie weiterhin verhüten, daß die prangende Herrlichkeit etwa noch mehr zerstört werde!

Ah, Sie haben diesen unglückseligen Vorfall leider vernünftigt! Sie haben die neuen Kleider geüßt, wie der Drachen im Märchen königliche Schätze hütet. Aber dadurch haben Sie Ihren Kindern auch den Sonntag gründlich ungemütlich und die schönen Kleider, über die sie sich am Vorabend so gezeit hatten, beinahe verhaßt gemacht. Was haben Sie an dieser neuen Kleider wollen nicht entbehren, nicht beachten, nicht unterdrücken müssen! Sie durften sich nicht im Graue wälzen, weil die Mutter keine Grasflecken mit nach Hause gebracht haben wollte. Sie durften sich im Walde nur ganz vorichtig hinfaulern, weil ringsum tüchtige Blaubeeren standen und mit blauen Flecken drohten! Sie durften nicht vom Wege abweichen, weil sie drin im Walde an den Brombeerbüschen hätten hängen bleiben können. Sie durften nicht einmal energisch schauteln in dem Restaurationsgarten, weil die wunderbaren Samthosen doch gar leicht hätten plagen können. Und wie hätten die Kinder da wohl etwa springen, hetzen, toben dürfen! Was für Augen und Worte hätte da die Mutter wohl gemacht! Aber solche waghalsige Wünsche lieb schon die Kleidung selber nicht in ihnen aufkommen: die Samthosen waren bei dieser Hitze viel zu heiß und eng, um in ihnen sich auszutoben, und das duselige Kleiden war wohl leicht und weit, aber das rosa Unterkleiden darunter war verdammt eng und gestattete nur tugendhafte Mädchenschritte. Solche Kleidung läßt von vornherein in ihren Trägern keine fürwichtigen Absichten entstehen.

Berehrte Genossin, Sie haben es tatsächlich fertig gebracht, den Sonntagsstaat Ihrer Kinder in ziemlich gutem Zustande wieder nach Hause zu bringen. Aber Sie haben es nur fertig gebracht, indem Sie die Freundigkeit, die Unbefangtheit, die Lust Ihrer Kinder ganz empfindlich beschneiden haben. Sie sind wie ein Polizist hinter den beiden armen Wesen hergegangen und haben ihnen mit ewiger Kontrolle und mit quälenden Verboten die Freude an diesem Sonntagsausfluge um ein allzu großes Stück vermindert.

Machen Sie bei einem nächsten Ausfluge die Probe auf diese Behauptung: ziehen Sie Ihren Kindern solide, bequeme, einfache Kleider an, denen ein Fleck oder ein Nix nicht sofort alle Schönheit nimmt und dann lassen Sie Ihre Kinder einmal freiben, was Sie wollen. Sie werden erstaunt sein, wieviel Natürlichkeit, Beweglichkeit, Lust, Hebermut, Kraft in denselben Kindern steht, die in ihrem Sonntagsstaat so ehrbar und eitel hinter den Eltern herziehen. Auch der Wochenanflug läßt sich, sauber gewaschen, mit einer Schleiße und einem schönen Krage ver-

abgestürzt worden. Der Affessor nahm die Waffe wieder an sich. Bergebens erwartete er die Rückkunft des Polizeidieners Ruppe, erst am anderen Morgen ließ sich der „Stadtwachtmeister“, wie er sich gen nennen hörte, wieder sehen.

„Nun, Herr Ruppe, haben Sie etwas ermittelt?“ rief ihm Illrich, der eben beim Frühstück saß, entgegen.

Ruppe schüttelte misfamtig den Kopf.

„Nicht, oder so gut, wie nichts. Mit den Mitdieben ist nichts, Herr Affessor.“

„Nicht? Konnten Sie sämtlich ihre Alibi nachweisen?“

Ruppe kraule sich verächtlich hinter den Ohren.

„Was den Hausfriede anlangt, Herr Affessor, der liegt schon seit 14 Tagen totkant darnieber, oder vielmehr, er lag denn getieren ist er gestorben.“

„Dann kommt er freilich nicht in Betracht.“

bedeutendste Anzeichen kann für den Schuldweis wichtig werden. Also Töpfer Lindner befand sich in Begleitung anderer Personen, als er den Schlüssel fand?“

„Dawohl, er war mit fünf oder sechs anderen zusammen.“

„Es haben sich sogar ihrer zwei gleichzeitig darnach gebückt, Lindner und der Schneider Wolf.“

„Nach der Beschaffenheit des Schlüssels zu urteilen, muß er mindestens mehrere Tage an dem Orte gelegen haben, denn er ist total verrostet. Da wir mit Ausnahme des Gewitters am Mittwoch keinen Regen gehabt haben und Gras und Moos dürr war, so muß ihn der Nachtkau getroffen haben, bevor sich dieser Mistüberzug bilden konnte. Wie müssen herauszubringen versuchen, wem er gehört.“

„Wie sollten wir das?“ fragte Ruppe bedenkl.

„Wer soll so einen Schlüssel kennen, es sieht einer wie der andere aus.“

„In diesem Tage ereignete sich bis mittags nichts besonders Bemerkenswertes, das heißt, die Aufklärung der schauerhaften Tat erfuhr keinerlei Fortschritte, obwohl der Affessor persönlich die Stadt und ihre Umgebung durchstreifte, mit allen möglichen Reuten Gespräche anknüpfte, überall fragte und auf den Busch klopfte.“

Nachmittags traf ein Polizeikommissar aus der Kreisstadt ein, sich dem Affessor zur Verfügung stellend. Der Auftrag hierzu war ihm vom ersten Staatsanwalt erteilt worden, welcher meinte, die polizeilichen Hilfskräfte L's würden wohl in Ansehung der Schwierigkeit des Falles mancherlei zu wünschen übrig lassen. Kommissar Krenhofer überbrachte zugleich ein Schreiben des Vorgesetzten Illrichs, welches den jungen Mann mit der Fortführung der Ermittlungen betraute, sowie die durch Maueranschlag zu verbreitende Publikation der Staats-

holische Mitglieder des christlichen Vetterverbandes verteilten in Berlin am den 25. August, mittags, an der katholischen Moabit Flugblätter, durch welche zu einer christlichen Gewerkschaftsversammlung am 28. d. M. in Alt-Moabit, Kronenstaftinden soll, eingeladen wurde. Kanonikänger der katholischen Fachabteilungen ihren Glaubensbrüdern die Beketheit der Gewerkschaften „schlagen“ nach zu ermöglichen. Der christliche Vettervereiner gespuckt, ihm wurden die Flugblätter sam entlassen, damit an den Kopf gen und schließlich wurde er vom Trostf den Hahrdam gestochen. Als acker Menschenauflauf gebildet hatte, kam i bagzwischen und führte den mutigen Ant Polzeiwache zwecks Feststellung der BerDer angegriffene christliche Gewerkschaftsum zum Arzte zwecks Ausheilung eines t.

n in der ultramontanen Presse bis jetzt dem Entrüstungsartikel über diesen von Vettervereiner verübten Terrorismus geleistet nimmt der Bad. Beobachter über Notig Kenntnis und ersucht die amtsblätter, ein gleiches zu tun. Wenn man ir Wahrheit, Freiheit und Recht“ kämpft, er Wahrheit kein Schnippen schlagen.

er Zentrumsführer Wacker Würzburger Katholikentag schloß abgeSein fast 1/2tündiger Vortrag über: s und Rationalität soll sehr langweilig geodaß, als Herr Wacker den Schluß seiner ige, laute Brauocufe und lebhaftes HeiterIm Gegenfat zu Herrn Wacker soll Herr ch, der Präsident des Würzburger Kathojetoch sehr gut abgeahmitten haben.

Neuerlei Anlaß bad. Beobachter zu haben, zu dem Artikel oten: „Bau und die Sozialdemokratie“ bezu äuhern. Fehlt jetzt nur noch, daß das des badischen Zentrums sich mit den befrührungen des Freib. Vete einverstehen

en und diese Haltung des Bad. Beobachters den. daß das führende badische Jena Presse sich in stiller und moratorgeirgen zu müssen. Der Artikel des Freib. gar bste Infamie, die uns bisher im ben begegnet ist, eine Infamie, die allerpolitischen Wahnsinn grenzt. In dem Rauch recht deutlich die Forderung proflaDemokraten und vor allem sozialdemoheitern das Recht zur Ausübung des Antes oder Geheimmene zu nehmen.“

Hat der Badische Beobachter nichts, rein i sagen. So etwas muß man sich merken.

nführung von Schiffahrtsabgaben an Wasserstraßen stehen im Bundesrat nach alt, Baden, Braunschweig, Mecklenburg, üburg, Lübeck, Sachsen und die Thüringien ablehnen gegenüber. Wenn also in Antrag auf Verfassungänderung zugunführung von Schiffahrtsabgaben eindringen irde, wie die Ross. Jg. mit Recht herborimenzahl der angeführten genügen, um oerst zu Halle zu bringen. Wie sich Heimfrage stellt, ist nicht sicher. Der Kerein der spricht sich in seinem letzten Geschäfts-

über den verübten Mord mit der Zufuge ung von 500 Mark für den Entdecker des

ere übergab man dem Bürgermeister zur orgung, dann schlossen sich der Affessor und anhofer zu einer langen und wichtigen WZimmer Illrichs ein. Den Gerichtsschreiber unge Mann bereits am Morgen zurückge-

ullat der Konferenz war folgendes: Der ste sich unverzüglich nach dem 1/2 Meilen nachbarhädtigen G. begeben, wo sich der ach der Aussage seines Schwiegerbraters zu ten hatte, um zu versuchen, dort seine Spur

Welleicht gelang es ihm, zu ergründen, h von S. aufgebrochen und ob dies in Ver anderen Person geschehen war. Er, der ste in L. zu bleiben und hier die Redereiden. In Ausführung dieses Beschlusses mmiffar in einem Wagen sofort nach G., e die Photographie des Ermordeten.

for besah bisher keinen anderen Anfalls n Schlüssel. In Ermangelung eines besseren für seine Pflicht, denselben nachzuforschen, aber von dem Polizeidienere Luppe und dem

Töpfer Lindner im Walde die Stelle zeigen, wo der Schlüssel gelegen hatte, in der Erwartung, dort vielleicht noch ein weiteres Beweismoment zu entdecken. Seine Hoffnung erwies sich als vergeblich, nach einer Stunde fruchtlosen Fortschreit trat er den Rückweg an und zwar allein, da seine Begleiter ihn schon vorher verlassen hatten. Da es noch hell genug war, wählte er den Weg durch den Wald, denn die Räume liegen hier zwischen sich genügenden Raum, um einem Spaziergang keine Hindernisse in den Weg zu stellen.

Nach einer Stunde Marschierens fürchtete der junge Mann, sich verirrt zu haben, als er zu seiner Freude von weitem die ersten Häuser des Städtchens vor sich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

sehen, so nett herriichten, daß Sie sich Ihrer Kinder vor Bekannten nicht zu schämen brauchen.

Ueber diesen letzten Punkt müssen Sie mit Ihrem Manne noch einmal ernstlich reden. Ein Teil der Schuld trifft nämlich auch ihn. Er hat Ihnen oft erklärt, wie das so manche Väter tun: Wenn ich mit meinen Kindern ausgehe, so will ich auch, daß sie schön aussehen! Sonst gehe ich nicht mit ihnen! Und daraufhin bemühen Sie sich, Ihre Kinder vor jedem Spaziergang recht fein herauszuputzen, ihnen womöglich etwas ganz Neues anzuziehen, um die väterliche Eitelkeit zu befriedigen. Aber wenn Sie selber eingesehen haben, daß der unsinnige Sonntagsstaat der Kinder eine Plage für sie und für ihre Mutter ist, so machen Sie Ihrem Manne nun auch nachdrücklich klar, daß auch seine Eitelkeit nicht der oberste Grundsatz bei der Bekleidung der Kinder sein kann. S. M.

Die Stufenpyramide bei Abuftir.

Von dem Dorfe Abuftir, das dicht am Rande der Wüste liegt, und in dessen Nähe sich ein zu jeder Jahreszeit mit Wasser gefüllter Teich befindet, erreicht man zuerst eine mit Löchern versehene Felswand, die das Vorhandensein von Gräbern vermuten läßt, sodann die größte Richtung vor der Stufenpyramide im Felsrand oberhalb der Kilaue befindet sich ein Grab aus der Zeit Hammethichs.

Dieses Grab des Bedenranef, Gouverneur eines Nomos unter Hammethich, besteht aus drei großen Zimmern, zu denen man von oben durch einen Schacht einsteigt und deren erstes und größtes durch einen vieredigen Pfeiler gestützt wird und an der gewölbten Decke die Darstellung der Stunden des Tages und der Nacht enthält. Während der Eingang des Zimmers nach Osten gerichtet ist, liegen die Stunden des Tages gegen Süden, die der Nacht gegen Norden. Dieses Zimmer sowohl wie die beiden folgenden sind an den Wänden auf schwarzem Grund mit erhabenen oder vertieft ausgearbeiteten sehr schönen Hieroglyphen bedeckt, welche besonders den Text des bekannten Totenbuchs enthalten. Außerdem finden sich noch mehrere Grabkammern in diesem sich weit hingehenden Felsenraume.

Von hier geht es über das hügelige, von tausenden von Gräbern und Massen von Bassteinen, Scherben und Menschenknochen bedeckte Terrain grade auf die Stufenpyramide zu. Ungefähr zweihundert Schritte nordöstlich von ihr befindet sich eine halb erhaltene, aber aus nicht sehr großen Steinblöcken erbaute Pyramide, von welcher aus man die beste Aussicht der Stufenpyramide genießt.

Die Bauart der Stufenpyramide ist in verschiedener Hinsicht eine von allen Pyramiden abweichende. Nur die beiden gegenüberliegenden Seiten korrespondieren in der Länge, sind aber unter sich nicht gleich. Dann besteht der Bau nicht aus regelmäßigen rechtwinklig aufsteigenden Lagen von Blöcken, sondern aus 6-7 Stufen von Mauerwerk, deren unterste Stufe vom Wüstenrand vergraben ist und welche sich nicht senkrecht, sondern unter einem sehr starken Winkel 20-30 Fuß erheben, dann einen schrägen von Sand und Geröll abgerundeten Absatz bilden, um sich hinter demselben in einer Stufe von gleicher Höhe zu erheben; der Gipfel ist stumpf, das ganze Material an den Ecken und Flächen sehr zerföhrt. Im Innern der Pyramide befindet sich ein seltsamer hoher turmartiger Raum, in dessen Wände labyrinthische Gänge in jeder Höhe münden. Im untersten, durch einen Granitblock geschlossenen Gemach stand ein Sarkophag und in mehreren Kammern fand man buntfarbige Mosaiken aus einer Art Porzellan. Der Besuch des Innern ist für einen gewöhnlichen Touristen unmöglich, da die Zugänge längst verschüttet und verweht sind. Dr. R-y. 1.

Aus allen Gebieten.

Astronomisches.

Vom Hagelschießen. Die Versuche, die Gefahr des Hagelschlags durch Abfeuern von Kanonen oder durch das Steigenlassen von Raketen abzuwenden, ist nicht neu. Der römische Gelehrte, Senator P. Plaferna, hat hierüber, trotz der wenig entgegenkommenden Haltung der Bevölkerung, eingehende Versuche angestellt. Sie wurden im Gebiet von Castellano in der Provinz Venedig angestellt, auf einer Landschaft, die unter Hagelschlägen besonders viel zu leiden hatte. Die Versuche, bei denen Kanonen verschiedenster Konstruktion verwendet wurden, sind durchaus ergebnislos verlaufen. Es ließ sich nicht die geringste Wirkung gegen Hagelschlag feststellen, eher eine größere Häufigkeit derartiger Niederfälle. Der Gelehrte betrachtet die Frage des Hagelschießens, soweit Italien in Betracht kommt, hiermit für abgetan. Er vergleicht die ganze Bewegung mit einer Futwelle, die von Oesterreich ihren Ausgang genommen und sich über Italien ergossen hat, um nun allmählich in Frankreich zu verebben.

Aus dem Tierreich.

Auch ein Ersatz für menschliche Arbeitskraft. Nach einer Mitteilung, welche die Elektrische Zeitung dem Western Electrician entnommen hat, ist es der Central Union Telephone Company zu Lafayette im Staate Indiana gelungen, einen einfachen billigen Ersatz für menschliche Arbeitskraft zu finden. Die Gesellschaft bedient sich zum Einziehen der Seile in die Kabelröhren der „Frettchen“. Die feine Witterung und die Fleißigkeit dieser Tiere ist bekannt. Dem Frettchen wird eine Art von Geschütz angelegt, an welchem ein Ende des durchzugehenden Seiles befestigt ist. Daraus wird das Tier in den Eingang der Röhre eingeführt, während an den Ausgang etwas frisches Fleisch als Lockmittel gelegt wird. Das Tier wittert das Fleisch, stürzt sich mit großer Schnelligkeit darauf zu, das Seil hinter sich nachziehend. Nach den Angaben des amerikanischen Blattes soll auf diese Weise in einer Stunde eine Arbeit geleistet werden, zu der bei gewöhnlichem Betrieb zwölf Mann einen ganzen Tag brauchen würden.

Aus dem Pflanzenleben.

Der Anbau von Drogenpflanzen, insbesondere der Pfefferminze, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Da die Einfuhr von Arznei sehr erheblich ist, war das dortige Ackerbauamt bemüht, den planmäßigen Anbau solcher Drogenpflanzen zu fördern, deren Verbreitung in wildwachsendem Zustande mit der Vermichtung der Wälder stark abnimmt, oder die im Lande nicht heimisch sind, obwohl

die klimatischen Verhältnisse ihrem Gedeihen günstig sind. Die angestellten Versuche haben indessen keine rechten Erfolge gezeigt, weil sich der Mangel infolge an Maschinen nicht zu erzielenden Arbeitskräften, wie auch infolge mangelhaften Gedeihens recht fühlbar zeigte.

Gute Erfahrungen wurden dagegen mit dem Anbau von Pfefferminze gemacht. Der Hauptbedarf der Pfefferminze wird jetzt aus der Union gedeckt. Im Wettbewerb steht nur Japan, allein die Ware hat den Ruf der Minderwertigkeit in der Qualität, während man allgemein die deutsche Pfefferminze der einheimischen ihres kräftigen Aromas wegen vorzieht. Es findet aber eine kaum nennenswerte Ausfuhr von Deutschland nach den Vereinigten Staaten statt. Das Pfefferminzöl, das sich vom deutschen durch die rotbraune Farbe und das zweifelhafte Aroma unterscheidet, wird in der Union außer in der Medizin außerordentlich viel zu Pfefferminzlikören und als Beiproduct der verschiedenen Spirituosen verwendet.

Allerlei.

Welches ist das gesündeste Land? In allen Kulturländern hat in den letzten Jahrzehnten infolge der Fortschritte des Heilwesens und der Volkshygiene eine Abnahme der Sterberate stattgefunden. Sie hat bewirkt, daß bei gleichzeitiger Verminderung der Geburtenziffern der Bevölkerungszuwachs im allgemeinen doch ziemlich stationär geblieben ist. Trotz dieser gleichen Tendenz sind die Sterblichkeitsverhältnisse in den einzelnen Ländern doch noch sehr verschieden, wie aus folgender Uebersicht hervorgeht:

	Von je 1000 Einwohnern starben		Abnahme in Prozenten
	Durchschnitt 1881/85	Durchschnitt 1901/05	
Deutschland	25,8	19,9	22,9
England und Wales	19,4	16,0	17,5
Frankreich	22,2	19,6	11,7
Oesterreich	30,2	24,0	20,5
Ungarn	32,9	26,2	20,4
Italien	27,3	21,8	20,1
Dänemark	18,4	14,8	19,6
Belgien	20,9	17,1	18,2
Niederlande	21,4	16,1	24,8
Neu-Süd-Wales	15,7	11,2	28,7
Victoria	14,7	12,7	13,6
Süd-Australien	14,7	10,8	26,5
Neu-Seeland	10,9	9,9	9,2

Die günstigsten Sterblichkeitsverhältnisse weist demnach in Europa Dänemark auf (14,8 pro Tausend), die ungünstigsten Ungarn (26,2), während Deutschland mit 19,9 eine Mittelstellung einnimmt. Weit gesünder als in irgendeinem der europäischen Staaten scheint jedoch das Leben in den australischen Kolonien zu sein. Und zwar ist es Neu-Seeland, das mit einer Sterberate von nur 9,9 auf je tausend Einwohner den Vogel abschießt. Ein in diesem Lande Geborener hat die Aussicht, doppelt so alt wie ein Bewohner Deutschlands und fast dreimal so alt wie ein solcher des schönen Ungarlandes zu werden. Neu-Seeland darf also als das gesündeste Land der Welt betrachtet werden, wovon alle, die ihr Leben sehr lieb haben, Kenntnis nehmen sollten.

Starke Schallwirkung. In dem Dorfe Applebram (England) ereignete sich nach einer Notiz der West Sussex Gazette der seltene Fall, daß eine Kirchenglocke durch Schallwellen der Explosion schwerer Geschosse gesprengt worden ist. Bei der Bestattung eines Seemannes auf dem Kirchhofe des Dorfes gab eine Marineabteilung von 24 Mann schnell hintereinander drei Salven über dem Grabe des Kameraden ab und am Abend desselben Tages fand man eine von den Kirchenglocken, die nahezu 600 Jahre alt ist, gesprengt. Die feuernde Mannschaft war nur etwa 10 Meter vom Glockenturm entfernt und man vermutet, daß die Schwingungen der intensiven Schallwellen die Glocke gesprengt haben, gerade so wie Henterscheiben durch Explosionen in weitem Umfange zertrümmert werden. Soweit bekannt ist, dürfte der Fall der Sprengung einer Kirchenglocke durch Schallwellen noch nicht vorgekommen sein.

Humoristisches.

Gemüthlich. Herr (zur Frau des Waders): „Der Stiefelbauer soll bei Ihnen sein! Könnte ich ihn nicht sprechen?“ — Waderin: „Jetzt net, es wird ihm a Jahr zog'n!“ — „Gut, dann komme ich später!“ — (nach einer halben Stunde): „Könnte ich jetzt?“ — Waderin (unwillig): „Ja hab' Ihnen doch schon g'sagt, daß ihm a Jahr zog'n wird!“

Bisfuger Trost. Frau: „Ich möchte gerne meine Tochter besuchen, aber das Geld langt nicht.“ — Freundin: „Ach Gott, fahren Sie nur hin, die Rückreise wird Ihr Schwiegerjohn gewiß gerne bezahlen!“

Umschreiben. Juwelier (zum Baron, welcher wieder das Konto durch Einkäufe bedeutend belastet): „Und wenn Sie das nächstemal kommen, Herr Baron, da hoffe ich, daß Sie ein Verlobungsprägent kaufen!“

Schwer zu machen. Vater (zu seinem Sohn, der beim Vorübergehen an einer Schwimmschule bittet, ihn heben zu lassen): „Nein, Friß, du gehst mir nicht früher ins Wasser, als bist du schwimmen kannst!“

Rechenmethode bei Frohens. Besuch: „Wie viel ist zwei mal zwei, Karlchen?“ (Karlchen schweigt). — Vater: „Nu, wie viel Automobile ham' mer?“ (Reggenborfer Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. u. C., Karlsruhe i. B.